

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 22.

Montag, 27. Januar.

1930.

(4. Fortsetzung.)

Via.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Kummel.

Ihre Augen ruhten ineinander und gaukelnde Träume spannen sie ein. Unfaßbares, das da wesenlos zwischen ihnen geschwebt hatte, begann plötzlich sich zu gestalten und zu formen. Aus tiefem Urschoß stieg es rauschend zur Höhe, schlug dankbar die Augen auf, wuchs jauchzend empor. War es eine Blüte nur, die sie mit ihrem Duft bezauberte? War es ein starker Baum, der mit breitem Geäst sorglich ihr Leben Schatten wollte? Sie wußten es nicht, empfanden nur dankbar den Segen, der sich auf sie herabsenkte.

Mit all ihrer leidvollen Lust war in der stillen Nacht die Liebe zu ihnen gekommen.

Es mochte gegen Mitternacht gehen, als sie vor Fataka anlangten. Eine schwere, donnernde Brandung umgab in weitem Kreise die Insel. Hoch sprühte der weiße Gischt empor.

Vogt befahl das Segel herabzulassen und vier Ruder einzusetzen. Er selbst nahm eines in die Hand und gab Deern das andere. Auf der vorderen Ruderbank saßen Limmar und Katallog. Via ergriff das Steuer. Sie blickte nach der freien See zurück und als sie die nächste, in das Riff einbrechende Woge herannahen sah, gab sie den Männern ein Zeichen. Mit aller Kraft legten sich diese in die Ruder und mit der mächtig hereinströmenden Welle gewannen sie die schmale Einfahrt. Links und rechts von ihnen tobte und schäumte die Brandung — wer da hineingeriet, war rettungslos verloren — tochten reißende Strudel und trieben scharfe Gegenströmungen daher. Von allen Seiten wurde das Boot gefaßt, wollte bald da bald dorthin abtreiben — aber Via saß sicheren Auges und ruhiger Hand am Steuer.

Das Fahrzeug stand auf der Stelle fest — der Gegenstrom war zu stark trotz allen Ruderns der Männer. Ungeduldig spähte Via rückwärts. Endlich kam sie heran die ersehnte, nächste Welle, hob sich empor, schwoh an und brauste in reißender Fahrt in das Riff. Gleichzeitig setzten auch die Ruder wieder ein und auf dem Rücken der starken Brandungswoge flogen sie dem Lande näher. Nochmals wurde das Boot von den Wirbeln umhergezerrt, von Gischt überschüttet, aber die dritte hereinrollende Welle trug es endlich in ruhiges Fahrwasser. Einige Minuten später knirschte der Kiel auf dem Sande auf.

Vogt sprang als erster auf festen Boden, ging auf einen hochgewachsenen Greis zu und begrüßte ihn herzlich.

„Da wären wir, König Olofei.“

Der Angesprochene lächelte freundlich.

„Willkommen auf Fataka! Wir sahen euer Boot schon lange. Die Mondnacht ist hell.“

Vornehm wie ein Patriarch stand er da und trug doch nichts am Leibe als seinen schlichten Pflanzensackergürtel. Bis auf die Brust herab waltete sein langer, weißer Bart, über der Schulter hing ein Buschbeil und den rechten Arm schmückte als Zeichen seiner Hauptlingswürde das weiße Gehäuse der Kegelschnecke.

Nun kamen auch Dava, die Königin, und ihre drei Töchter, Putu, Nehegil und Neittna, heran, alle mit kokett kurzen, goldgelben und an den Hüften auseinanderfallenden Lebensschürzchen bekleidet.

Durch die sich teilende Menge wurden die Gäste in Olofeis Haus geführt, dessen Töchter noch ein Nachtmahl austrugen, gedünsteten Fisch mit Taroknollen als Gemüse. Beim süßen Trank der Palmbüte saßen sie alle noch eine Weile vergnügt plaudernd beisammen.

Via blieb zur Nachtruhe in Olofeis Haus bei dessen Töchtern. Vogt und Deern gingen hinüber in das Versammlungshaus des Dorfes, das ihnen vom König als Quartier zur Verfügung gestellt worden war. Breit und stattlich stand es auf einem massigen Steinunterbau, hoch strebte sein Dach empor. Auf den bunten im Giebsfeld angebrachten Malereien spielte hell das Mondlicht.

Eine in der Holzwand belassene Öffnung gewährte ihnen Einlaß. Kerkstufen, die in die Stülpbalken eingeschlagen waren, erleichterten das Emporsteigen. Sie betraten das Innere, das sich als einziger Riesensaal darstellte. An einem Pfosten hing eine alte Laterne und verbreitete ein spärliches Licht. Daneben, in einer Ecke des Hauses hatte Katallog Matten ausgebreitet und darüber die Moskitoneze gespannt.

Es war still im Hause. Nur oben im Palmstroh des Dachgebälkes raschelten die Ratten und um die Laterne schwirrten mit metallischem Rundgesang die Moskitos.

Ganz in der Nähe begann eine Bambusflöte zu klingen, einige Mädchenstimmen sangen dazu. Die Laute kamen aus einem hohen, langgestreckten Hause, das dem Versammlungshaus gegenüber lag. Durch einige Fackeln war es erleuchtet. Ab und zu tauchte in einer der verschiedenen Eingangsöffnungen eine Mädchen- oder Männergestalt auf und lugte neugierig zu dem Versammlungshause hinüber.

Vogt horchte bei den Flötentönen auf. „Die Armungul!“

„Die Armungul?“

„Ah — Sie kennen das nicht. Sind Mädchen aus einem anderen Dorf oder von einer anderen Insel, die zum Scheine und der Form halber von den Junggesellen geraubt werden. Nach alter Landesitte leben sie mit ihren Entführern vergnügt und friedlich wie Mann und Frau unter einem Dache zusammen. Wenn sich zwei besonders gefallen, heiraten sie sich auch nicht selten später. Die anderen Mädchen aber kehren, wenn die Zeit ihres Dienstes im Junggesellenhause um ist, nach Hause zurück und werden dort freundlich wieder aufgenommen. Ja, lieber Deern, es sind oft ganz vorrückte Leute, unsere lieben Insulaner.“

Er stieg durch die Wandöffnung aus.

„Ich will einmal hinüberschauen, ob etwas Hübsches da ist. Würde Sie gerne mitnehmen, doch als Landesfremder werden Sie nicht in das Haus hineingelassen. Aber später vielleicht einmal. Gute Nacht, Kapitän!“

Mit raschen Schritten ging er zum Junggesellenhause hinüber und wurde dort mit Freudenrufen empfangen. Lautes Plaudern und fröhliches Gelächern tönte noch lange herüber. —

Deerns Gedanken kehrten zu Via zurück und blieben bei ihr, bis er einschlief.

Es mochte gegen Morgen gehen — der Mond stand schon tief — als in der Eingangsöffnung des Ver-

sammelhause vorfichtig ein dunkler Kopf auftauchte. Unhörbar schob sich eine schlanke Gestalt höher empor. Ein scharfer Schildpattbolz glänzte fahl im matten Licht der Laterne und zwei schwarze, unruhig flackernde Augen suchten eilig das Innere des Hauses ab. Aber sie fanden nicht den, den sie suchten. Bogts Lagerstätte war leer.

Plötzlich ein Knurren — ein rascher Sprung. Rasselmann sah dem Eindringling fast an der Kehle. Dieser ließ sich rasch und lautlos herabfallen und verschwand mit einigen Sprüngen im Busch.

Deern, durch Rasselmanns Bellen geweckt, spähte hinaus — doch er konnte niemand entdecken. Schweigend, vom Mondlicht überschüttet, lagen Dorf und Wald da. Er kehrte zu seiner Matte zurück und schlief weiter. — — —

Am nächsten Vormittage zeigte Olofei seinem Gaste die für ihn bereitgestellten und aufgestapelten Vorräte. Bogt brachte dabei die Rede auch auf die gestrige Begegnung mit Feial.

Olofei lächelte. Auch er habe vor einigen Tagen mit Feial zu tun bekommen. Dieser habe ihm sagen lassen, daß nach guter alter Landessitte der König von seinem Sohn und Nachfolger im Schlaf erschlagen würde, wenn er zu alt, kindisch und läppisch geworden sei.

„Und warum die freundliche Botschaft, Olofei?“

„Weil ich mich für und nicht gegen dich erklärt habe.“ „Schön von dir, Olofei!“

„Höre mir zu, Herr von Lota, wie ich mir das alles denke. Besser wäre es für uns gewesen, ihr Weißen wäret nie auf unser Inselreich gekommen. Nicht glücklicher und zufriedener haben uns all eure schönen Dinge gemacht. Fürs erste bist du, nur du, da. Aber hinter dir steht dein Volk oder der Spanier, der Engländer. Bekämpfen, töten wir dich, so kommt ein Kriegsschiff der Weißen. Und dein Tod würde Anlaß und Grund geben, uns die Freiheit zu nehmen. Und schon darum und um dies zu verhindern, bin ich für und nicht gegen dich. Du bist — verzeih' wenn ich so sage — das geringere Übel.“

„Danke verbindlichst für die gütige Meinung — aber was wird Feial tun?“

„Uns beiden die Köpfe abjagen und auf dem Richtplatz von Segu zur Schau stellen, wenn es nach ihm ginge. Doch sein Volk fürchtet die Rache des weißen Mannes, fürchtet auch die Gewehre und Kanonen, die du in Lota hast. So kannst du fürs erste ruhig und ohne Sorge sein.“

Während die beiden Männer, Bogt rauchend, Olofei eine Betelnuß lauend, weiter ernste Dinge besprachen, ließ Deern von Lia sich Katafa zeigen. — Auch die etwas rundliche, immer lustige und vergnügte Königin Daban war mitgekommen. Doch die Sorge um Haus und Küche rief sie bald zurück. Dafür leisteten ihre Töchter, von zwei zahmen, anhänglichen Schweinchen begleitet, den Gästen weiter Gesellschaft.

Lia führte Deern durch ein reiches, gesegnetes Land. War Lota schon ein blühender Garten, hier erschloß sich ein Paradies der Fruchtbarkeit. Die dunkelschweren Kronen der Orangenwälder wechselten mit reichtragenden Mango- und Brotsfruchtbäumen. Golden lachten an den Melonenbäumen die Früchte. Wo der Boden sich muldenförmig senkte und die Erde feucht war, standen dichtgedrängt, eines am anderen, die breiten, mannshohen Blätter des Taro. Baumwollstauden zeigten den Schmutz ihrer gelben und roten Blüten. Weithin dehnten sich die Tabakpflanzungen. — Als das Fruchtland zu Ende ging, begann ein unwegsamer Busch mit niedrigerem Gestrüpp, mit Lianen und üppigen Schlinggewächsen, voll von Luftwurzeln, Spigen und Dornen, von Nadeln und Zaden, daß sie nicht mehr aufrecht gehen, oft nur mehr mühsam dahinkriechen konnten.

Plötzlich weigerten sich Olofeis Töchter, die von Lia vorgeschlagene Richtung weiter zu verfolgen. Alles Zureden half nichts. Sie blieben stehen und schüttelten verneinend die Köpfe.

„Sie wollen nicht zu den Ruinen“, erklärte Lia. „Sie sagen, es gäbe dort böse Geister.“

Reitina nickte bestätigend und wollte sogar wissen, daß erst in dieser Nacht Feuer und Rauch dort gesehen worden sei. Mit ihren Schwestern trat sie eilig den Rückzug an.

Alein gingen Lia und Deern weiter, stiegen über schwere Blöcke und Platten hinweg, wandten sich zwischen geborstenen Steintrümmern hindurch.

Mit einem Male standen sie vor zwei Reihen von Säulen. Mächtig und hünenhaft, vierkantig, aus schwarzem Korallenstein herausgeschlagen, strebten sie mit trohiger Wucht empor. Schwere, runde Kapitäle ruhten auf starken Schäften.

Über Säulen und Kapitäle flutete ein Meer von weichem Grün, verschleierte den Himmel und ließ das Tageslicht nur matt und gedämpft hindurchscheinen. Große blaue und rote Blumen winkten aus den Blattgewinden heraus, weiße Kelsblüten nickten im Winde und Orchideen erfüllten die Luft mit ihren Wohlgerüchen.

Dunkle Schmetterlinge mit einem lichtblauen Stern im schwarzen Flügelkleide gaukelten lautlos um die verwitterten Säulen herum, schlüpften behende durch das schwankende Gitter der Zweige und taumelten trunken in das flimmernde Sonnenlicht hinein.

Deern deutete auf eine etwas entferntere Stelle, wo aus spitzblättrigem Grün heißrot wie große Erdbeeren Ananasfrüchte herausblühten.

„Oh, die sind noch nicht reif“, meinte Lia. „Aber weiter drüben, die gelben, die sind schon genießbar. Ich will sie holen.“

Vorfichtig schritt sie über die von Ranken und Lianen überwucherten Steintrümmer dahin. Mit einem Male erschrak sie zusammen und sah sich besangen nach Deern um.

„Sehen Sie den Vogel am Fuße der Säule?“, fragte sie fast ängstlich.

„Ja — schwarz wie ein Star, mit großen, gelben Augen. Er scheint flügelstumm zu sein. Ich will ihn fangen.“

Er ging rasch auf den Vogel zu. Als er die Hand nach ihm strecken wollte, fühlte er sich von Lia heftig zurückgerissen.

„Nicht fangen, nicht berühren. Wer das tut, muß in demselben Jahre sterben. Vogel des Todes nennen sie ihn hier.“

Sie hielt seinen Arm fest, bis der Vogel davongeschlattert war.

„Kommen Sie. Lassen Sie uns gehen.“

Sie traten den Heimweg an. Sie erzählte, daß nach der Sage Feials Vorfahren einmal an der Ruinenstätte gewohnt hätten. Wenn es wahr sei, müsse das wohl vor langen Zeiten gewesen sein. Denn schon seit Jahrhunderten verstanden die Insulaner nicht mehr, solch starke, schöne Steinhäuser zu bauen. In einem Krieg sei dann, wie die Sage weiter berichtet, der Palast zerstört worden, Feials Väter aber hätten sich in Segu angesiedelt.

Leise streiften auf dem schmalen Fußpfad ihre Schultern aneinander. Eine weiche, wohlige Wärme strömte auf ihn über, und er fühlte, wie es ihn immer stärker zu ihr hinzog.

Als sie nach Dorf Katafa zurückkehrten, fanden sie die Anderen bereits beim Mittagessen. Gegen Schluß des Mahles machte Lia König Olofei darauf aufmerksam, daß in den Ruinen eine Menge schöner Ananas zu pflücken wäre.

„Ananas!“ Eifrig griff Bogt das Wort auf. Er hätte schon längst gern wieder eine Ananasbowle getrunken. Und Olofei sei auch kein Feind davon. Habe sie sich auch verdient durch die vielen für ihn aufgespeicherten Dinge. In der mitgebrachten Weinkiste befänden sich auch einige Flaschen Champagner. Er schloß seine Ausführungen damit, daß er Lia bat, am Nachmittag einige der Früchte zu holen.

Gerne Vater. Und Sie, Kapitän, begleiten mich wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wanderer.

Alles will sich mir entgegenweigen:
Wälder, Dörfer, Straßen von Asphalt — —
Über mir, wo sich die Wolke ballt,
Lösen Vogelrufe blaues Schweigen.

Und die Bäume sind mir nah wie Brüder,
Ein Verstehen ohne Wort und Laut —
Innig sind mir Mensch und Tier vertraut —
Nur die Stadt macht meine Blicke müder.

Berg und Tal in fröhlichem Durchstreifen
Werden mein und alles braune Land — —
Der Gestirne schimmerndes Gewand
Ladet mich zum Staunen und Begreifen.

Fuß und Schritte finden immer Brüden,
Die von Ufer hin zu Ufer ehn — —
Erdennähe schafft in allen Stüden
Schollenkraft und freudiges Be-glüden,
Helle Augen, die ins Weite sehn.

Nächtliche Stadt.

Von Heinrich Heis.

Raum dah der Abendglanz fahl wurde, flammen
Lichter in den Straßen auf und hängen zwischen grauem
Mauergerüst wie runde, goldgelbe Früchte. Die Schatten
huschen mit dem leisen Nachtwind über die Häuserstirnen
hin, daß es annuelt wie ein mürrisches, verdrießliches
Blinzeln dieser Steingefächter, die tagmilde verdämmern
möchten in dunkles Schweigen.

Allein noch immer ruht nicht das ewige Spiel von Hast
und Lärm, und stösend fährt das Blut durch die Adern
des Riesenleibes. Wenn die geschäftigen Stunden des
Abends schon vorüber, klappern Schritte noch in kurzen
Zeitpausen über hallenden Asphalt, tönt ein dunkles Rollen
der Wagen und Bahnen, springen Lichter jäh aufblitzend
aus der Finsternis wie die verderbensprühenden Augen
eines Ungetüms aus fagenferner Zeit. Ein Zittern wächst
in den steingrauen Fassaden, fladernd hüßt der Laternen-
schein, selbstam fremd und spulhaft berührt all das bekannte,
taggewohnte Leben in der Veränderung der Nacht.

Finsternis erfüllt den unermesslichen Himmelstraum und
will in die Straßen schlucht niederrauschen wie eine sahe,
breitströmende Flut. Sie scheint lastend die Streben der
Dächer niederzudrücken; die Lichter aber mitten in den
Häuserzeilen bieten Kampf und Trost. Heurig durchwachen
sie die Nacht, und in der gläsern schwarzen Schale des
Firmaments spiegelt ihr rötlicher Schein. Sie künden von
dem Leben, das gegen Finsternis sich wehrt, das beherrschend
wächst über den Zwang, das den Sonnenglanz zurückschraubt
in die Nacht und alles Unbekannte, Dunkle und Unbe-
stimmbare in den Kreis seines klaren Wissens reißt; allein
sie scheuchen auch den Schlaf der tiefen, nachgeborenen
Ruhe und lassen ewig den ruhelosen Ader Schlag durch die
asphaltene Straßentiefe pulsen und hämmern. Die Nacht ist
eingezwungen in den kurzen, schnellverwehenden Tag,
Menschenwille schlägt eine Brücke über Licht und Dunkel.

Die Felder und Fluren fern der Stadt, die winddurch-
rauschten Wälder träumen längst in Schlummerstille, von
Dunkel eingehüllt und silbern überstern, der steinerne
Riesenleib aber sucht vom strömenden Blutschlag des Lebens
und läßt Raunen und Rollen, Klappern und Klirren nicht
verstummen, wenn immer wieder Schritte dröhnen und Ge-
fährte rasseln über schütternden Asphalt. Die runden
Bogenlichter sind die nimmermüden Augen dieses nächtlichen
Bewegens, sie reißen mit fladerndem Huschen immer die
grauen Steinfassaden aus ihrem Dämmern, wenn sie in
kurzem Schweigen sich neigen wollen wie eingelullt zu
traumtiefem Schlaf. Fahl und schattenhaft stehen die
Wände wie übernächtlich Wachende, und sie wissen, kaum
verpufft der letzte Lebensstrom, wird schon Frührot wieder
über die Dächer leuchten mit Hast und Antriebe des neuen
Erwachens. Zwischen Tag und Tag rauscht das Leben, kaum
verebbend, durch die schmalverengte Spanne der Nacht;
Laternen werfen des Sonnenlichts Abglanz in dunkle
Räume, noch durch schlaftrunkenes Dämmern pulst das ruhe-
lose Blut; und schon steht nüchtern-grau der neue Arbeits-
morgen in der Straße, die Häuser überpinselnd mit seinen
kühlen Farben, das raunend-bewegte Wesen des Dunkels
schwindet, die letzten, übernächtlichen Lichter löschen aus,
über verschwappenden Schattenspul breitet der Tag seine
schimmernde Klarheit.

Hinauf — Hinunter.

Von Serena Flohr.

Fast immer, wenn Grete an dem großen Neubau vor-
überkam — und das geschah viermal des Tages — schaute
sie die hohe Front hinauf bis zum letzten, dem neunten
Stockwerk, das in dem mächtigen quadratischen Turm lag.
Und dachte es sich wundervoll, dort oben wohnen zu können.
So hoch über der Straße und über den anderen Menschen
zu sein, zu all den niedrigen Häusern ringsum herabschauen
zu können, Luft und Sonne um sich und über sich den weiten
Himmel. Des abends nach der Mühe eines ganzen, endlos
langen Arbeitstages die müdgeschriebenen Finger in den
Schloß zu legen und in den versinkenden Abend zu starren,
bis es dunkel wird und die Lichter der Stadt herausblitzen.

Wenn ihr Fritz sich doch endlich selbständig machen
wollte und da oben ein Atelier hätte mit ein oder zwei
Nebenräumen, wo sie wohnen und wirtschaften könnte! —
Se mehr der Bau seiner Vollendung entgegenspricht, um so
eifriger hat, bestürmte, beschwor sie Fritz, sein kleines Erb-
teil von dem Vater anzugreifen, um oben im neunten
Stock mieten zu können. Und jedesmal, wenn Fritz seinen
guten Tag hatte und sich ihrem Plan nicht ganz abgeneigt
zeigte, schaute sie beim Vorübergehen mit leuchtenden Augen
hinauf zu ihrem zukünftigen Heim.

Sie verstand es trefflich, ihm alle Bedenken auszu-
reden. Warum sollte er, ein so ideenreicher, geschickter
Kunstgewerbler, keinen Anspruch haben? Und die Höhe
würde den Leuten nichts ausmachen, weil doch der Lift da
sei, und wenn sie beide tüchtig arbeiteten, würden sie ge-
wis nicht hungern müssen. Und dann die Stille und Ruhe
dort oben, wie in einem Erholungsheim! Fritz begeisterte
sich, sagte zu, versprach und zögerte dann wieder, überlegte,
hatte Bedenken, verschob. So lange ging das hin und her,
bis es zu spät war und jedes Winkelchen des neuen Hauses
seinen Mieter hatte.

Grete, vom Manne für immer, wie sie glaubte, bitter
enttäuscht, gab Fritz, der ihr kein Kollensstudiumsheim hatte
verschaffen wollen, als einem erbärmlichen Schwächling,
der wie ein Wurm an der Erde klebte, den Laufpaß. Vier-
mal des Tages machte sie jetzt einen Umweg, um nicht mehr
an dem Haus ihrer unerfüllten Wünsche vorbeigehen zu
müssen. Aber dann kam sie unerwartet doch dort hinauf in
das neunte, das letzte Stockwerk des massigen Hauses. Der
Rechtsanwalt, bei dem sie als Schreibkraft angestellt war,
löste seine Kanzlei auf, weil er sich zur Ruhe setzen wollte.
Er empfahl das verlässliche, tüchtige Mädchen einem
jüngeren Kollegen, der sich in den Räumen eingemietet
hatte, in denen Grete geglaubt hatte, arbeiten, schaffen,
sich plagen, aber auch ausruhen, nichts tun und frei und
glücklich sein zu können.

Nun fährt sie tagtäglich mit dem Lift hinauf und
herunter. Sie arbeitet und plagt sich, zum Nichtstun aber
hat sie keine Zeit und sie ist auch nicht frei und glücklich.
Hinunter schaut sie in einer Arbeitspause aus dem Fenster
auf die Straße hinab, wo die Menschen klein und eilig
durcheinandertrabbeln. Oder sie blidt auf die Dächer der
umliegenden Häuser. Und wenn die Tage kurz sind, kann
sie noch lange, ehe sie heimgeht, die Lichter von den Gassen
und Straßen, aus den Läden und Fenstern herausblitzen
sehen. Aber ihr ist der Himmel, blau, grau, hell, trüb,
ist es derselbe leere Himmel, findet sie. Und sie kommt
sich so weit entfernt vor vom Treiben der anderen, sitzt an
ihrer Maschine und tippt und draußen ist Luft und Licht,
aber sonst auch nichts. Sie weiß nicht mehr, was in den
vielen Stunden, die sie da oben verbringen muß, unten
vorgeht, sie fühlt sich verlassen, ausgeschlossen, ausge-
schaltet. Und jedesmal, wenn der Lift sie hinunterbringt,
freut sie sich insgeheim, wenn ihr Fuß das harte Pflaster
der Straße betritt.

Jetzt denkt sie an ein winziges Häuschen mitten in
einem Garten, mit Zimmern zu ebener Erde, ohne eine
einzige Stufe. Wäre es nicht das Schönste, an warmen
Sommerabenden unter Baum und Busch auf grünem Rasen
zu liegen und die feiggeschriebenen Hände ins kühle Gras
zu betten?

Vielleicht, wenn sie den Max, der doch ein so großer
Blumenfreund ist und der ohnehin jetzt keine Stelle hat,
überreden könnte, in einer Gärtnerei einzutreten! Oh, sie
würde es schlaun anpflanz, sie versteht es, ihn um den Finger
zu wickeln. Und mit der Zeit, weiß Gott, wenn sie einiges
zusammengespart haben werden, warum sollen sie dann
nicht eine Gärtnerei pachten oder — am Ende gar —
auch kaufen können?

Bis auf weiteres aber fährt Grete noch alltäglich mit
dem Lift hinauf in das neunte Stockwerk. Und da oben
träumt sie in freien Minuten zwischen zwei Diktaten ihren
sehnuchsvollen Traum von einem wunderbaren Leben
dort tief unten auf fester brauner Scholle.

Die Operation.

Skizze von Böries, Frhr. v. Münchhausen.

Als der Bankbeamte Christian Hagedorn wegen des stärker einsetzenden Regens erst in den Hausflur des großen W'Vegeschäfts eintrat und dann — mehr aus Gefühl heraus, die Gastlichkeit eines fremden Hauses nicht ohne Entgelt anzunehmen, als aus echter Teilnahme — durch ein großes Plakat bewogen, die lauerbelegten Marmorkufen hinaufschritt, um sich die Vorführung der neuesten Frühlingskleider anzusehen, da ahnte er nicht, daß ihm diese kleine Abweichung von den Gewohnheiten seines ruhigen Lebens in so wilde Wellen der Leidenschaft werfen würde. Hagedorn war ein sehr stiller, sehr gewissenhafter und in der Bildung eines vornehmen bürgerlichen Hauses aufgewachsener Mann. Bis auf dieses eine Mal hatte er bei bewußtem Himmel nie seinen Schirm vergessen, nie bis heute so äußerliche Dinge wie das Vorbeispazieren von Modemädchen eines Blides gewürdigt. Und doch war es auch wieder ganz seiner gewissenhaften und echten Art entsprechend, nachdem er einmal das Haus betreten hatte, nun auch die Folgerungen zu ziehen. Er übergab Mantel und Hut gegen ein gutes Trinkgeld dem livrierten Bedienten und setzte sich in der bescheidenen Sicherheit, die gute Erziehung und eine ausreichend gefüllte Börse verleihen, in einen der schlemmerhaften Sessel. Auf dem tiefen Blumenmuster des Teppichs wandelten vor ihm die armen Mädchen auf und ab, denen das Bewußtsein, alle zehn Minuten ein anderes köstliches Gewand anziehen zu dürfen, einen beträchtlichen Teil ihres Lohnes ausmachen mußte. Hagedorn empfand tief den Abstand ihres lächerlich-traurigen Scheinberufes von seinem ganz auf Gewissenhaftigkeit und Ernst gestellten Leben.

Aber dieser Abstand wurde merklich geringer, als unter den mehr oder weniger faden Puppenköpfen ein Antlitz auftauchte, dessen schier überschwengliche Schönheit ihn mit einer Welle Glüdes geradezu bestürzte. Derliche Blondhar hing schwer wie eine goldene Traube auf den feinen Naden herab, in hohen Bögen sprangen die Brauen über eine Stirn, die sich wie eine edel geliebte Marmorwand über den Seen märchenblauer Augen erhob. Und die wie ein griechischer Bogen gespannte Lippe schien nur die Pfeile lieblichster Worte versenden zu können.

Hagedorn hatte nie Ähnliches gesehen, nie!

Seiner Natur entsprach weder die Unbesonnenheit plötzlichen Verliebens noch die Gewissenlosigkeit einer Anknüpfung, die, wie er schon heute ahnte, etwas Schicksalhaftes für ihn haben mußte. Nachdem er wohl zwei Stunden in immer steigender Ergriffenheit die schlichten Bewegungen, das freundliche, aber nicht gefällsüchtige Lächeln und die wie aus einer anderen, höheren Welt kommenden ernsten Blicke des Mädchens in einer Art starr beherrschten Trunkenheit geschlurft hatte, verließ er ruhig und geseht, wie er gekommen war, das Modemädchen. Drei Tage lang prüfte er sich, drei gewissenhaft durchwartete Tage überlegte er sich, welcher Weg für beide Teile der beste, ehrenhafteste sein möge. Am Ende des dritten langen Tages schrieb er dem Mädchen einen sehr höflichen Brief, der zunächst nichts weiter enthielt als die Bitte, ihm bei seiner Schwester, einer verwitweten Majorin, die Möglichkeit menschlichen Näherkommens zu gewähren.

So kam es, daß Christian Hagedorn sich nach Verlauf von vier Wochen so gut wie verlobt sah. Adele Wittko gab auf seine Bitte ihre Stellung als Modemädchen auf, als sie auch ihrerseits an dem stillen, nicht mehr ganz jungen Manne Gefallen gefunden hatte. Obgleich ein gewisser Abstand der Rasse für ihn fühlbarer als für sie, bisweilen dem Gespräch einen feinen Riß gab, so spürte Christian doch das Echte, das Reine und Menschliche in dem Mädchen so stark, daß er glaubte, über den geringen Unterschied leicht hinweg kommen zu können. Vor allem, da ihre unvergleichliche Schönheit selbst seine Schwester völlig bezaubert hatte. Sie lebte jetzt als Gesellschafterin bei dieser, und wenn auch das Verhältnis nur durch Hagedorns heimlich gegebene Hilfsstellung und nur als Übergang möglich war, so war sie doch dadurch dem väterlichen Zigarrenladen ferner gerückt.

Freilich wurde gerade das, was Christian zunächst bedrückt hatte, in der Folge Veranlassung seiner ehrlichsten Sorge. So fein auch ihr Takt, so liebenswürdig und echt ihr frühliches Mädchenhumor war, — sobald ihre Gedanken auch nur im entferntesten an ihre eigene Schönheit streiften, schien sie ihm in eine unerträgliche Eitelkeit zu verfallen, die seiner Familie und seiner Stellung nicht weniger als seiner auf das Innerliche gestellten Lebensanschauung

fremd, ja zuwider sein mußte. So geriet er bald aus der äußerlichen Verliebtheit in eine tiefe Liebe hinein, in der er bisweilen fast bedauerte, daß Adele so überaus schön war. In gewissen schmerzlichen Minuten gestand er sich, daß er dem Mädchen jetzt fester verbunden gewesen wäre, wenn sie ihm gleich nur ein gewöhnliches Alltagsgesicht gehabt hätte.

So standen die Angelegenheiten, als ein erschütterndes Ereignis die beiden aus den festen Geleisen eines glücklichen und hoffnungsvollen Liebeslebens hinaus warf. Adele erkrankte an einem schweren Ohrenleiden, das binnen wenigen Tagen so bedrohliche Formen annahm, daß die Majorin die liebgewordene Freundin in das Krankenhaus eines berühmten Facharztes bringen mußte. Und schon am nächsten Tage erfolgte der niederschmetternde Spruch: „Fräulein Wittko ist dem Tode verfallen, wenn ich nicht durch eine tiefgreifende Operation den Schädel aufmeißele und die Ursache des Leidens entfernen kann. Aber“ — setzte der Arzt mit wehmütigem Lächeln hinzu — „es ist fast unvermeidlich, daß eine einseitige Lähmung ihre Züge für immer entstellt.“

Zu dieser Operation wollte sich die Kranke, trotz aller Vorstellungen der Freundin, nicht entschließen. Wimmernd vor Schmerz, gepeinigt von den fürchterlichen Qualen, hielt sie doch das Palladium ihrer Schönheit wie einen fast abgöttisch verehrten Wert hoch. Selbst das Leben schien sie lieber verlieren zu wollen als diese Schönheit.

Der Nachmittag verstrich qualvoll. Der Arzt erklärte, daß die nächsten Stunden die Erlösung durch den Tod bringen müßten, wenn die Kranke auf ihrer Ablehnung beharre.

Gegen Abend kam Christian und fand, selber von nie gekannten Leiden geschüttelt, den Arzt und die Schwester am Bett der Geliebten. Während aber die drei fassungslos und ratlos noch berieten, hob sich Adele plötzlich in den Rissen hoch; indem sie das herrliche Haar mit einer wilden Bewegung zurückwarf, schrie sie überlaut: „Christian, rette mich doch! Sag, wirst du mich auch lieben können, noch lieben wollen, wenn ich entstellt, gräßlich entstellt bin?“

Dem Mann stürzten die Tränen aus den Augen: „Aber Adele, du fragst noch? Wie gleichgültig ist mir deine Schönheit geworden, ja, wahrhaftig, ich schwöre es dir: Längst völlig gleichgültig!“ Mit einem Schrei fiel die Kranke zurück. Der Arzt klingelte der Pflegerin. Nach wenigen Minuten lag Adele auf dem Operationstisch.

Ein Meisterstück des Arztes! Nicht nur das Leiden war geheilt, auch die Nerven fanden wieder die alten Bahnen in den durchschnittenen Muskeln. Adels Schönheit blieb überschwenklich, wie sie vormals gewesen, ja, es schien fast, als ob sie in den Wochen der Genesung eine tiefere, verklärtere Schönheit zu der früheren dazu gewonnen hätte. Kaum ein Monat war vergangen, da feierten die drei beglückten Menschen in der Wohnung der Majorin ein stilles, feliges Genesungsfest.

Wertwändig war nur — am merkwürdigsten der Schwester Christians —, daß keines der beiden ein Wort von der bevorstehenden Verlobung sprach. Ganz gewissenhaft betonte Adele im Laufe des Abends, wie gut sie sich der Worte Christians erinnere: „Völlig gleichgültig ist mir längst deine Schönheit.“ Und auch eine Bemerkung ihres Bruders fiel der Majorin auf: „Du hieltest deine Schönheit für wichtiger als dein Leben; du konntest alauben, ich liebte dich nur um ihretwillen!“

Leise, ganz leise lösten sich die beiden in den nächsten Wochen voneinander, und jedes hatte dabei ein Recht, das ihm das andere nicht bestreiten konnte und mochte. Beide waren viel zu anständige und echte Menschen, als daß es zu einer romanhaften und in aufbrausenden Worten überschäumenden Auseinandersetzung hätte kommen können. Adele bedankte sich beim Scheiden in ehrlicher Herzlichkeit bei der Majorin für die schönen Monate und blieb auch dann, als sie selber von der Freundin unterstützt eine Schneiderwerkstatt aufmachte, ein gelegentlicher Gast in dem liebgewordenen Hause. Christian hatte keinen Grund, ihrem Fortgang oder ihrer Berufswahl im Wege zu stehen, und auch dieses Maß geistiger Freiheit wahrten sie sich, daß sie ruhig bei dem vertrauten Du blieben, als sie sich später einmal — Adele am Arm ihres Mannes — bei einem Gartenkonzert trafen.

Die Operation hatte getrennt und geheilt, und auch die Zrtümer der Menschen müssen getrennt werden, wenn sie ehrlich hellen sollen.